

Sophofles' Ajas, die Tragödie des autonomen Menschentums

Autor(en): **Egger, P.F.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **7 (1921)**

Heft 32

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-534108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein letztes Bild.

Der Ton des Sterbeglöckleins zittert durch die Hallen eines Dominikanerklosters. Ein Bruder, der vor vielen Jahren das Gelübde abgelegt: „Ich verspreche Gott, der seligsten Jungfrau Maria und meinem Obern Gehorsam bis zum Tode,“ rüstet sich zum letzten Gange. Aus seinem brechenden Auge flammt der Wunsch: „Heim zur Mutter!“ In der Sterbezelle sinken alle Mitbrüder, die herbeigeeilt sind, auf die Knie und fangen zu singen an. Wie? Ein Gesang an einem Sterbebette? Beim letzten Ringen einer lieben Seele weint und klagt man, und die Predigerbrüder singen? Was muß das für ein eigenartiges Lied sein? . . . Das Lied ist jedem Kinde bekannt, es lautet: *Salve Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra salve. Ad te clamamus exules filii Hevae. Ad te suspiramus gementes et flentes in hac lacrimarum valle . . . Et Jesum benedictum fructum ventris tui post hoc exilium ostende. O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria.* Es ist das Lied der Sehnsucht mit Vorzug, der Sang der erdensatten Seele, die nach Jesus und Maria dürstet, den die Söhne des heiligen Dominicus ihrem Mitbruder am Sterbebette singen. Die Sehnsucht des Scheidenden nach der Mutter steigert sich, bis das Herz in Liebe zerspringt und der Seele heißer Wunsch am Herzen der Mutter in seligem Genusse erstirbt . . . Wie sinnvoll ist dieser Brauch des Predigerordens. Mit Maria schließen die Dominikanermönche ihr Tagewerk ab, und singen bei der zu Ehren Mariens abgehaltenen Abendprozession stets das *Salve Regina*. Unter dem Schutz und Schirm der gebenedeiten Gottesmutter will

darum auch der Predigerbruder nach vollbrachtem Tagewerk sein Leben aushauchen.

Machen wir es diesen großen Marienverehrer nach. Das *Salve Regina* sei unseres Lebens und Sterbens Nachtgebet. Es werde für uns zur Himmelsleiter, auf der wir täglich zur Mutter emporsteigen, bis sie bei unserem letzten *Salve* selbst herunterkommt und uns an ihrer Mutterhand zum Himmel führt, nach dem wir so oft an ihrem Jubelfeste sehnsuchtsvoll Ausschau gehalten.

Noch sind wir im Tale der Tränen, im Lande der Hoffnung. Wie du, o Maria, auf des Delbergs Höhen deinem Sohne voller Sehnsucht nachgeschaut bei seinem Aufstieg in den Himmel, so folgen wir heute mit Aug und Herz dem wunderbaren Schauspiel deiner Himmelfahrt und deiner Krönung zur Rechten des Vaters und preisen in seligem Sehen und Hoffen deinen Heimgang zum Sohne mit den Worten einer Seherin:

Dem Licht entgegen schwebst du, leuchtend
rein,

In sehnsuchtsvolle Liebe ganz versunken,

„Magnifikat in alle Ewigkeit“

Klingt es von deinen Lippen wonnetrunken.

Dein hehrer Blick, von keiner Schuld ge-
trübt,

Sieht schon der Heimat goldne Tore offen,
Was du geglaubt, wird nun ein selig Schauen,
Erfüllung winkt dem nimmermüden Hoffen.

Und durch den Jubelchor der Engelschar
Hört deine Seele einen Ruf ertönen:

„Komm, meine Freundin, dein Geliebter
harret,

Dich mit dem Diadem der Königin zu krönen.“

(Leontine Gertrudis.)

Sophokles' *Ajas*, die Tragödie des autonomen Menschentums.

Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Rektor, Sarnen.

(Schluß.)

II. Das Selbstmordproblem im *Ajas*.

Wie wir bereits gehört, stößt man sich an dem Selbstmord des *Ajas*. Der Selbstmord, sagt man, ist eines der größten Verbrechen, ein Verbrechen, vor welchem die menschliche Natur zurückschaudert; und dennoch läßt der Dichter dies Verbrechen seinen Haupthelden begehen. Das wirkt

verlezend und raubt dem Drama seinen Wert.

Dagegen ist erstens zu sagen, daß man gerade die schönsten Dramen der Weltliteratur verwerfen müßte, wollte man jene Stücke zurückweisen, in welchen ein Selbstmord vorkommt. Zweitens muß der Dichter das Leben schildern wie es ist, und im wirklichen Leben kommt Selbstmord oft

vor, und zwar nicht selten aus geringeren Ursachen als im Sophokleischen Drama. Drittens ist damit, daß ein Dichter eine seiner Personen sich selbst das Leben nehmen läßt, noch lange nicht gesagt, daß er persönlich den Selbstmord billigen oder verherrlichen wolle. Das Drama gehört eben nicht zur subjektiven Dichtung, worin der Dichter seine eigenen Gefühle und Anschauungen zum Ausdruck bringt, sondern das Drama gehört zur objektiven Dichtung, worin der Dichter die Welt schildert wie sie ist. Dem Sophokles also einen Vorwurf machen, daß er in seinem Drama einen Selbstmord schildert, ist ebenso töricht, als einem Geschichtschreiber einen Vorwurf machen, weil er einen tatsächlich stattgefundenen Selbstmord erzählt.

Allerdings, wäre das letzte Ziel der Handlung die Wiederherstellung der Ehre des Ujas, wie Wolff-Bellermann behauptet, und der Selbstmord der Weg zu diesem Ziele, dann verdiente Sophokles Tadel, aber nicht deshalb, weil er in seinem Stücke sich einen Selbstmord vollziehen läßt, sondern deshalb, weil der Selbstmord nicht das richtige Mittel ist, um den Zweck, die Wiederherstellung der Ehre zu erreichen. Auch da hat Wolff-Bellermann ein ganz modernes Motiv in den Dichter hineingetragen. Es ist das gleiche Motiv, welches das moderne Duell eingeführt hat, daß nämlich die verletzte Ehre vermittelt eines Waffengangs wieder hergestellt werden kann. Aber sowohl beim Selbstmord als auch beim Zweikampf ist der Waffengebrauch ein ungeeignetes Mittel, die Ehre wieder herzustellen, denn es fehlt die Proportionalität, das richtige Verhältnis. Die Waffe, womit jemand sich selbst das Leben nimmt, oder einen anderen tötet oder verwundet, ist ein physisches Instrument, die Ehre aber ist etwas Geistiges, das nur auf geistigem Wege, wie durch Zurücknahme der Beleidigung, durch Abbitte, Richterspruch usw. wieder hergestellt werden kann. Ferner wird durch Selbstmord das Leben des Menschen vernichtet, also die Wiederherstellung der Ehre verunmöglicht, weil eben der Mensch, der Träger der Ehre, aus der Welt geschafft ist. Endlich ist der Selbstmord des Menschen eine Handlung, durch welche der Mensch sich selbst am tiefsten entehrt. Also, weit entfernt, durch diese Handlung seine Ehre wieder herzustellen, raubt sich der Mensch vielmehr das Fünkchen Ehre, das er noch besitzt, macht sich

ehelos. Also auch von diesem Standpunkt aus ist die These von Wolff-Bellermann zu verwerfen.

Ist aber das Ziel des Dramas, wie wir oben gezeigt haben, die Wiederherstellung der Ehre der Götter durch Bestrafung der autonomen Gesinnung des Ujas, dann ist der Selbstmord des Haupthelden ganz und gar gerechtfertigt.

Es ist nämlich ein immer wiederkehrender Gedanke sophokleischer Moral: „Gott straft den Hochmut des Menschen.“ „Zeus haßt über alles das Prahlen einer großsprechenden Zunge“ heißt es in der Antigone (127 f.). Ähnlich wie Ujas hatte auch Rapanus „eine Gesinnung, die nicht dem Menschen gemäß ist“. Auf seinem Zuge gegen Theben sprach er das übermütige Wort: „Mag es Gott wollen oder nicht, ich werde die Stadt zerstören.“ (Aesch, Sept. 406). Zur Strafe für dies übermütige Wort schleudert Zeus den stolzen Prahler mit des Bliges Strahl von den Mauern zur Erde herab (Ant. 131 ff.). Als oberste Gottheit mußte Zeus so handeln. Denn wenn sich der Mensch in übermütiger Weise gegen Gott erhebt, sich Gott gleichsetzt, dann entsteht eben die Frage: Wer soll Gott sein, das vollkommenste, höchste Wesen oder der Mensch in seiner physischen und geistigen Beschränktheit. Wenn Gott wahrhaft Gott sein will, d. h. unumschränkter Herr über die Geschöpfe, dann muß er seine Oberherrschaft wahren und darf das Geschöpf gegen sich nicht aufkommen lassen. Ist der Mensch auch noch so sehr mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet, so darf er sich doch nie gegen die Gottheit erheben, sondern muß diese Gaben als Geschenke Gottes anerkennen. Ganz richtig sagt diesbezüglich Wolff-Bellermann: „Wer auf seine eigene Kraft trotzig pocht und wähnt, daß der Erfolg ihm nicht fehlgeschlagen könne, ohne zu bedenken, daß wir immer und überall in Gottes Hand sind und weder unsere körperlichen noch unsere geistigen Kräfte einen Augenblick ohne seinen Willen regieren können, der wird an seiner frevelhaften Einbildung notwendig zu Grunde gehen.“

Das ist der Fall des Ujas. „Es handelt sich,“ sagt Wolff-Bellermann weiter, „um die Gesinnung des Ujas gegenüber einer höheren, leitenden Macht, und wir erfahren, daß ihm hier dasjenige Bewußtsein der Unzulänglichkeit jeder irdischen Kraft und Größe fehlt, welches nach der tief sittlichen und

religiösen Anschauung unseres Dichters keinen Menschen, und wäre er der stärkste und glücklichste, verlassen darf." Aber während die Gottheit übermütige Menschen, wie z. B. die himmelftürmenden Titanen, direkt mit dem Tode bestraft, führt sie in das Leben des Ajas zwei Ereignisse ein, die gemäß seinem Charakter naturnotwendig zu seinem Tode führen müssen. Diese zwei Ereignisse sind: Die Verweigerung der Waffen des Achilles und die Vereitelung des Racheplanes gegen die beiden Utriden und Odysseus. Nach diesen beiden Ereignissen ist für Ajas ein ehrenvolles Leben nicht mehr möglich und deshalb sucht er einen nach seiner Auffassung ehrenvollen Tod, den Tod durch Selbstmord. Wie im Leben, so ist er auch im Sterben autonom, er will nicht warten, bis die Gottheit das Gesetz des Todes an ihm vollzieht, sondern er gibt sich selbst den Tod, indem er sich unabhängig von der Gottheit als Herr über sein Leben betrachtet.

Wir haben gesagt, daß Ajas nach dem Eintreten der beiden erwähnten Ereignisse seinem Charakter gemäß nicht mehr leben kann. Mit ungemein feiner Psychologie hat Sophokles den Selbstmord aus der Natur seines Helden herausentwickelt.

Der Grundzug im Charakter des Ajas ist der Stolz, ist ein überspanntes Ehrgefühl, ist ein nimmer ruhender Drang nach Auszeichnung und Ruhm. Ruhmgekrönt ist sein Vater Telamon von Troja zurückgekehrt, daß er als Sohn Telamons ruhmlos nach Hause zurückkehren soll, dieser Gedanke ist ihm unerträglich. Wie der Vater ein Hort der Achäer war und sich in ungezählten Schlachten unsterblichen Ruhm erwarb, so soll auch sein Sohn Eurysakes ruhmvoll dastehen und ein Abbild des Helden sinnes seines Vaters sein. „O Kind," ruft er ihm zu, „mögest du glücklicher sein, als der Vater, im übrigen aber ihm gleich, dann dürstest du nicht feige sein." (560 f.). Das jahrelange Kriegshandwerk hat seinen Sinn verroht, so daß er für die zarten Seiten des Lebens nicht empfänglich ist. Den liebevollen Zuspruch seines treuen Weibes Tekmessa fertigt er barsch mit den Worten ab: „O Weib, Schweigen ist der Weiber Zier" (293). Wie der Vater so soll auch der Sohn in rauher Kriegszucht herangezogen werden, damit er nicht aus der Art schlage (548 f.) und den Feinden des Vaters zeigen könne, wer er sei und wessen Sohn (557 f.).

In seinem ästhetischen Kommentar zu Sophokles setzt Dr. Adolf Müller Eurysakes, den Sohn des Ajas in Parallele mit Astyanax, dem Sohne des Hektor am Ende des sechsten Buches der Ilias und spielt Homer gegen Sophokles aus, indem er sagt: „Wie trifft Homer die Kindesnatur, wenn Astyanax vor dem schrecklich nickenden Helmbusch des Vaters in Geschrei ausbricht. Den Ajasohn aber kümmert der gräßliche Anblick der eben beendeten Schlächtereier, die blutigen Hände seines Vaters nicht. Das ist entweder Unnatur oder Stumpfsinn, mag man auch einwenden, daß Eurysakes etwas älter zu denken ist als Astyanax und als Lagerkind schon mehr Blut gesehen haben wird."

Das heißt dem Sophokles schwer Unrecht tun und seine Intentionen ganz und gar verkennen. Uebrigens hat Sophokles selbst es ausdrücklich motiviert, warum Eurysakes vor blutigem Anblick sich nicht fürchtet, indem er Ajas zu Tekmessa also sprechen läßt: „Heb ihn empor, heb ihn hieher, denn er wird beim Anblick eines solchen neuangerichteten Blutbades nicht erschrecken, wofern er wirklich väterlicherseits der meine ist." (545 f.). Es ist also nicht „Unnatur oder Stumpfsinn", sondern voll und ganz Natur und bewußter Sinn von Seite des Eurysakes, wenn ihn die Blutzene kalt läßt, denn im Sohn spiegelt sich der Vater. Eurysakes ist Fleisch vom Fleische des Ajas und Blut vom Blute des Ajas, er ist aus dem nämlichen harten, rauhen Stoff geformt wie der Vater. Das will uns der Dichter sagen und nichts anderes.

Diesen stolzen, ehrgeizigen, rauhen und stahlharten Charakter trifft nun das oben geschilderte Los der Zurücksetzung und Verdemütigung. Nun gibt es für ihn naturgemäß keinen anderen Ausweg als den Tod. Seinen Eltern kann er nicht vor die Augen treten, dem Griechenheer, dem er so treu gedient, kann er sich auch nicht mehr zeigen, er wünscht es vielmehr aus der Welt (844). Ähnlich wie Achilles in der Ilias seinem verletzten Ehrgeiz Tausende seiner bisherigen Kriegsgefährten opfern läßt, so kennt auch das Rachegefühl des Telamoniers keine Grenzen, er möchte am liebsten nicht bloß die beiden Utriden und Odysseus, sondern das ganze Heer, das doch unschuldig ist, niedermetzeln (390). Selbst von der leblosen Natur fühlt er sich verlassen und gehaßt. Ilion, für dessen Eroberung er so oft sein Leben einsetzte, schaut

nun mit Schadenfreude auf ihn herab, und die troischen Auen, in denen so oft sein Kriegsruf ertönte, hassen ihn (459). Noch kommt ihm der abenteuerliche Gedanke, vor den Wall von Troja zu stürmen und dort im Einzelkampfe den Tod zu suchen, allein damit würde er den Atriden eine Freude machen und das darf nicht sein. Er, der so viele kaltblütig dahin gemordet, kann sich schließlich auch selbst den Tod geben.

So ist der Tod des Ajas eine notwendige Folge des Charakters des Ajas, und Sophokles hat den Selbstmord seines Haupthelden mit psychologischer Meisterschaft motiviert. Den Göttern hat sich Ajas nicht unterworfen, zur Strafe dafür muß er sich seiner eigenen Leidenschaft unterwerfen, an der er seinen Meister findet. Seinen erbittertsten Kriegsfeinden ist Ajas Meister geworden, seiner eigenen Leidenschaft aber wird er nicht Meister. Schön sagt diesbezüglich Ovid:

„Hectora, qui solus, qui ferrum ignem-
que Jovemque
Sustinuit totiens, unam non sustinet
iram
Invictumque virum vincit dolor.

d. h.:

Und der Hektor allein, der oftmals Eisen
und Feuer
Ja Jupiter selber trotzte, kann Stand nicht
halten
Dem Born. Ihn, den keiner besiegte, be-
siegte der Schmerz.“ (Met. 384, ff.)

Es ist ganz im Sinne des Sophokles, wenn Ovid den Ajas sagen läßt: „Niemand soll Ajas überwinden können als Ajas selbst,“ (490). So bleibt Ajas sich konsequent bis in den Tod, auch im Tode ist er autonom, niemand soll das Gesetz des Todes an ihm vollstrecken, weder ein Gott noch ein Mensch, sondern ausschließlich er selbst.

Daß Sophokles persönlich den Selbstmord nicht billigt, das geht aus dem Stücke klar hervor, indem er die verderblichen Folgen desselben für seine Familie und für seine salaminischen Kriegsgefährten in den beweglichsten Farben schildert. Man lese die rührende Rede der Tekmessa, worin die reiche phrygische Königstochter ihrem Manne zu zeigen versucht, daß sein Tod für sie Sklaverei und für ihren Sohn Eurysakes Verwaisung bedeutet. Ebenso ruft Tekmessa ihrem Gatten die Schande in Erinnerung, die er seinem alten Vater und seiner frommen Mutter bereitet,

welche oft zu den Göttern betet, daß der Sohn lebend nach Hause zurückkehren möge (509). Aber auch Ajas selbst fühlt den Schmerz, den er seinen Eltern durch die unselige Tat bereitet. Ihnen gilt sein letzter Abschiedsgruß:

„Du aber, der du am Himmel hoch den
Wagen lenkst,
Erblickst du meiner Väter Land, o Helios,
So zieh der Kasse goldgesäumte Zügel an
Und tu das Schicksal, das mich traf und
meinen Tod
Dem greisen Vater und der armen Mutter
kund.
Wohl wird die Unglückselige, wenn ihr diese
Kunde wird,
Lauten Wehruf in der ganzen Stadt er-
tönen lassen.
Aber es hat keinen Sinn, derlei Klagen
eitel nachzuhängen,
Nein, rasch entschlossen sei das Werk be-
gonnen.“ (845 ff.)

Ebenso läßt der Dichter den Chor an zahlreichen Stellen tiefe Trauer um das Schicksal seines Herrn äußern. Nur eine sei hier angeführt:

„Weh um die Heimkehr mir,
Uns auch mordetest du,
Herr, die Genossen der Fahrt!“ (900 ff.)

Auch dem Grauen, das jedermann beim Anblick eines Selbstmörders empfindet, leiht der Dichter ergreifenden Ausdruck, indem er Tekmessa also sprechen läßt:

„Kein Auge soll ihn schauen! Ich verberg
ihn ganz
In dies Gewand ihn eingehüllt, denn keiner,
selbst
Kein Freund, ertrüge diesen Anblick, wie
zum Munde quillt
Hervor in schwarzen Strömen ihm sein Blut
und
Aus der Purpurnunde, die er selbst sich
schlug . . .
Du stolzer Held, wie liegst du da so jammer-
voll
Daß selbst ein Feindesauge dich bejammern
muß.“ (915 ff.)

Und den Teukros, den Halbbruder und Waffengefährten des Ajas, läßt der Dichter vor der Leiche also sprechen:

O herbe Schau! Qualvolles, schmerzen-
reichstes Bild!
Wie keines noch im Leben je mein Aug
erblickt . . .
Hebt weg die Hülle, laßt schauen mich mein
ganzes Leid!

O grauser Anblick! Wildberwegne Schreckens-
tat!
Wie hast du sterbend mir so viel des Grams
gesät! (992)

Zwei Sätze, die wir oben aufgestellt haben, finden im Angesichte der Leiche des Nias ihre Bestätigung und widerlegen die Auffassung Wolff-Bellermanns vom tragischen Konflikt und der Schuld des Nias.

Erstens, der Satz, daß nicht die Rache des Nias gegen die Atriden und Odysseus der Ausgangspunkt des tragischen Konfliktes ist, sondern der Streit um die Waffen den Achilles. Der Dichter läßt nämlich des Chor sagen:

„Ach, unsägliches Weh säte der Unglückstag,
Als sich erhob der Gewaltigen Streit
Um des Peliden gepriesene Wehr.“ (933 ff.)

Zweitens, der Satz, daß der Tod des Nias ein Strafgericht der Götter ist. Telemessa sagt:

„Nicht stünde es hier so, wärs der Wille
der Götter nicht.
Pallas Athene wärs, Zeus furchtbare
Tochter,
Die um des Odysseus willen dieses Leid
gepflanzt.“ (950 ff.)

Und an einer anderen Stelle:


„Durch Götter fiel er, nicht durch Feindes
Hand.“ (970)


So fügt sich der Selbstmord des Nias harmonisch in das Ganze ein. Er ist nicht Hauptzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Er soll nämlich zeigen, daß der Mensch, der sich von der Gottheit nicht beherrschen läßt, unter die Tyrannei seiner eigenen Leidenschaft gerät und durch dieselbe zu Grunde gerichtet wird. Daß ein Menschenleben vernichtet wird, um die Ehre eines Menschen wieder herzustellen, ist moralisch nicht erlaubt, weil das Leben des Menschen höher steht als seine Ehre und der Zweck tatsächlich doch nicht erreicht wird, daß aber ein Menschenleben verschwindet, um die der

Gottheit entrissene Ehre wieder zurückzugeben, das ist moralisch erlaubt und gerechtfertigt, denn die Ehre der Gottheit steht höher als ein Menschenleben.

* * *

Große Dichter schaffen Gestalten von allgemein menschlicher Bedeutung, die über die nationalen und zeitlichen Schranken hinausragen und übernationalen und säkularen Wert besitzen. Eine solche Figur hat auch Sophokles in seinem Nias geschaffen. „In Sophokles Nias,“ schreibt Karl Otfried Müller in seiner Literaturgeschichte (I. Bd. 576), „zeigt sich das ausnehmende Vermögen des Dichters in einem durchaus eigentümlichen Charakter, der nur sich selbst gleich ist, zugleich ein Bild der Menschheit von einer allgemeinen Gültigkeit aufzustellen.“ Im philosophischen Schlußteile seines Prologs hat der Dichter die Gestalt des Nias aus den engen Rahmen des Griechentums herausgenommen und in das allgemein Menschliche hinaufgehoben. Nias ist das Drama von den Grenzen des Menschlichen, von der Beschränktheit des menschlichen Daseins. Sobald der Mensch diese Grenzen überschreitet, die Schranken, die ihm die Gottheit gezogen hat, durchbricht, so muß er das an sich selbst büßen, er geht an seiner Leidenschaft zu Grunde. Wie Macbeth und Wallenstein an ihrem Ehrgeiz zu Grunde gehen, so geht Nias an seinem Zorn, an seiner Rachsucht, an seinem unbändigen Stolze zu Grunde. Der Mensch ohne Gott, losgelöst vom göttlichen Gesetze und auf sich selbst gestellt, gesetzgeberisch nach eigener Laune und Willkür, kurz der autonome Mensch, wird zur tragischen Gestalt, und so ist Sophokles' Nias das nie ausgesungene Lied von der Autonomie des Menschentums, das auch heute noch seinen aktuellen Wert besitzt und immer aktuell sein wird, so lange es eine Menschheit gibt.

 **Mein Freund!** Beilen Sie sich, den Subscriptionschein für „Mein Freund“ unverzüglich dem Verlag Otto Walter A.-G. in Ulten ausgefüllt einzusenden!

 **Haben Sie die Reisekarte des katholischen Lehrervereins pro 1921 schon bestellt?** (23 Ermäßigungen, 44 Sehenswürdigkeiten.) Wenn nicht, dann wenden Sie sich sofort an Herrn Seminarprofessor W. Arnold, Zug. (Preis Fr. 1.50 plus Porto.)